

Rudolf Leiprecht

Rassismus¹

Der folgende Text wurde publiziert in:
 Mecheril, Paul (Hrsg.) (2016): Handbuch
 Migrationspädagogik. Unter Mitarbeit von
 Veronika Kourabas und Matthias Ranger.
 Weinheim/Basel: Beltz. S. 226-242.

Einleitung

Innerhalb und zwischen den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen (Geschichtswissenschaft, Kulturwissenschaften, Soziologie, Sozialpsychologie, Psychologie, Erziehungswissenschaften etc.) gibt es zwar keinen Konsens darüber, ob und in welcher Weise und an welchem Ort Rassismus aktuell bedeutungsvoll ist und wie Rassismus definiert werden soll. Dennoch lässt sich sagen, dass Rassismus durchweg als problematisches und negatives Phänomen betrachtet und mittlerweile auch in den Erziehungswissenschaften, der Sozialpsychologie und der Psychologie zunehmend im Zusammenhang mit gegenwartsbezogenen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen, Strukturen, Diskursen, Repräsentationen und Ideologien gesehen wird. Eine reduktive Fixierung auf kognitive Prozesse und individuelle Vorurteile entspricht jedenfalls nicht mehr dem Stand der Fachdebatten. Dementsprechend wird bei der Definition heute meist davon ausgegangen, dass es sich bei Rassismus um historische und gesellschaftliche Hervorbringungs- und Reproduktionsprozesse von Ideen, Vorstellungen, (Alltags-) Theorien, Repräsentationen, Wissen u. Ä. zu ›Großgruppen‹ handelt, die als ›Rassen‹ konstruiert, zueinander in ein hierarchisches Verhältnis gesetzt und als sich selbst reproduzierende und deshalb über Generationen miteinander verbundene Einheiten (*Genealogien*) vorgestellt werden. Je nach Ansatz werden ähnlich angelegte Konstruktionsmuster auch unter Begriffen wie Ethnie bzw. Volk, Kultur, Stamm, Kaste oder Nation miteinbezogen, teilweise auch in Verbindung mit Religion. Es wird zudem davon ausgegangen, dass diese Konstrukte – ausgestattet mit einem bestimmten Ausmaß an Macht – als Ordnungsmuster, Wissenssysteme, Deutungsschemata und Differenzlogiken soziale Verhältnisse regulieren und/oder (je nach Konzeptualisierung) sie rechtfertigen, grundlegend in sie eingeschrieben sind, in einem dynamischen Kräfteleverhältnis dominant werden sowie zu spezifischen Herrschaftsformen führen (vgl. für viele andere Hall 1989; Miles 1989; Terkessidis 2004; Broden/Mecheril 2010). Im Versuch, weitere zentrale Merkmale von Rassismus zu identifizieren, wird z. B. hingewiesen

1 Für die konstruktiven und inspirierenden Hinweise zu früheren Versionen dieses Textes bedanke ich mich bei Helma Lutz.

- auf *Othering* oder *Besonderung* (soziale Markierung von *Anderen*, die in ein dichotomes Verhältnis zu einem nicht-markierten *Eigenen* gesetzt werden [vgl. zusammenfassend Velho 2016, S. 81 ff.]);
- auf *personenbezogene Außen-Innen-Imaginationen* (Suggestion von Zusammenhängen zwischen äußerer Erscheinung, aber auch Sprache, Akzent und Religion, und einem ›inneren‹ Äquivalent psycho-sozialer Fähigkeiten [Miles 1989]);
- auf als *deterministisch* vorgestellte Relationen zwischen *Makro-Konstrukten*, wie ›Rasse‹ oder ›Kultur‹, und den ihnen jeweils *zugeordneten Individuen*, wobei letztere gleichsam als ›Marionetten‹ dieser Makro-Konstrukte gesehen werden (Leiprecht 2001);
- vor allem aber auf *Wertungsprozesse und deren Funktionen* (etwa bei der Beschreibung von *Anderen* als minderwertig, aber bedrohlich, um auf der Seite des dominanten *Eigenen* Privilegierungen, Abwehr und/oder Aggressionen zu rechtfertigen [Memmi 1987]).

Zudem wird meist betont, dass Rassismus ein vielfältiges Phänomen ist. Er fungiert nicht stets gemäß der immannten Logik entsprechender Denkgebäude, sondern zeigt eine erhebliche Flexibilität und Beweglichkeit, die instrumentell und utilitaristisch (je nach politischer Zielsetzung und aktuellem Zweck) sein kann. Auch kommt Rassismus nicht nur zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten in der Welt und innerhalb einer Gesellschaft vor und kann gegen unterschiedliche ›Großgruppen‹ gerichtet sein, sondern er bewegt sich auch auf verschiedenen Ebenen (Individuen/Subjekte, Interaktionen, Diskurse, Institutionen, Gesellschaftsstrukturen). In der Fachliteratur wird deshalb vorgeschlagen, von Rassismus im Plural – also von *Rassismen* – zu sprechen (Hall 1989; Miles 1991).

Weiterhin wird in Deutschland bei Rassismus oft ein enger Zusammenhang zu Faschismus bzw. Nationalsozialismus, aktueller zu Rechtsextremismus hergestellt. Dies mag naheliegend sein angesichts einer Geschichte, in der eine deutsche Variante des Faschismus zur Herrschaft gelangt war und damit Vorstellungen der Überlegenheit eines arischen ›Herrenvolkes‹ nicht nur zum lauthals verkündeten allgemeinen Wissensbestand gehörten, sondern in besonders zugespitzter Weise auch mit der Staatsräson, blutigen Eroberungskriegen und Massenmorden bis hin zur Shoah verbunden waren. So sinnvoll es ist, die Vorgeschichten, Kontinuitäten und Veränderungen extremen Rassismus' im Auge zu behalten, führt diese Verortung, bleibt sie einseitig, jedoch dazu, dass Rassismus auf seine offen gewalttätigen Formen beschränkt wird. Gleichzeitig werden historische Bezüge zum Kolonialismus aus der Wahrnehmung ausgeklammert, genauso wie transnationale und länderübergreifende Zusammenhänge aus dem Blick geraten.

In solchen Begriffsfassungen erfolgt zudem eine Reduktion von Rassismus auf Gewalt, auf bösartiges und intendiertes Verhalten, welches sich explizit zeigt. Subtile, verdeckte und latente Formen von Rassismus werden vernachlässigt. Auch kommt es zu *individualisierenden Vereigenschaftungen*: Rassismus wird vor allem als Gefahr beschrieben, die von Personen, die Rassismus als Eigenschaft in sich tragen, ausgeht.

Rassismus, der in Diskursen, Institutionen, Strukturen, Praxisformen etc. vorkommt, wird übersehen. Weiterhin wird Rassismus oft ausschließlich beim politischen Gegner – vorzugsweise ›Rechtsaußen‹ – verortet und die Tatsache ignoriert, dass Rassismus im gesamten politischen Spektrum zu finden ist.

Die Konstruktion von ›Rasse‹ als Herrschaftsinstrument

Der Gebrauch des Begriffes *Rassismus* als *wissenschaftlicher* Begriff lässt sich nur rechtfertigen, weil damit auf die soziale Konstruktion von ›Rassen‹ hingewiesen wird und Prozesse und Ideengebäude dieser *Rassialisierung* identifiziert werden sollen. Davon zu unterscheiden ist der Gebrauch des Begriffes ›Rasse‹ als positiver Analyse- und Identifikationsbegriff. Der britische Rassismusforscher Robert Miles weist für den ›Rasse‹-Begriff auf dessen unheilvolle Wirkung in der Geschichte der Gesellschaften, aber auch auf seine wissenschaftliche Unhaltbarkeit hin (vgl. dazu neben vielen anderen Cavalli-Sforza 1994). Für Miles gehört ›Rasse‹ auf »den Schutthaufen der analytisch nutzlosen Begriffe« (Miles 1991, S. 97). Dies bedeutet allerdings nicht, dass darauf verzichtet werden kann, aufmerksam gegenüber dem expliziten oder impliziten Gebrauch von ›Rasse‹ zu sein, zumal die jahrhundertelange und immer noch andauernde Praxis, einer solchen Unterscheidung zu folgen, in den verschiedenen Gesellschaften zur Existenz von spezifischen Dominanz- und Privilegierungsverhältnissen beigetragen hat. Eine Aufmerksamkeit gegenüber ›Rasse‹-Konstruktionen ist – so Miles – also nach wie vor wichtig, aber ›Rasse‹ ist *kein* analytischer Begriff.

Zudem, so lässt sich ergänzen, eignet er sich – vor allem in Deutschland – auch nicht zur positiven Identifikation. Ein Satz wie »Ich bin stolz auf meine ›Rasse‹« würde hierzulande auf großen Widerspruch stoßen. Allerdings gibt es auch in Deutschland eine ›Rassen‹-Realität als Folge von Rassialisierungsprozessen. Mecheril weist darauf hin, dass »[d]iese Realität [der Rassialisierung] in Deutschland praktiziert, aber nicht benannt« wird. Das implizite oder explizite Denkschema der Einteilung operiere in dieser Logik, und es gebe »nur einen Namen, der die Gewalttätigkeit nicht unterschlägt: ›Rasse‹. Das Wort ist böse, es sticht, es tut weh – kein anderes Zeichen, das besser passte« (Mecheril 1997, S. 198).

Im Verlauf der internationalen Debatten zum Begriff ›Rasse‹ wird gleichzeitig immer wieder auf die Problematik der transatlantischen Transponierbarkeit der Kategorie verwiesen (Knapp 2005). In den USA ist ›race‹ nicht nur in der Alltagssprache weit verbreitet, sondern auch ein staatsbürgerlicher, rechtlich verankerter Klassifizierungsbegriff. Allerdings hat die kritische Diskussion über den ›race‹-Begriff in den USA schon in den 1920er Jahren begonnen und dazu geführt, dass in der Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen und institutionellen Rassismus ›race‹ als Produkt einer rassistisch konstruierten Ordnung der Welt dekonstruiert wird und sich keinesfalls mit der realen, angeblich biologisch gegebenen Existenz von ›races‹ begründen lässt. Bereits die Chicago School führte in den 1920er Jahren den Begriff der Ethnizität in der Absicht ein, ›race‹ als das Produkt von Vorstellungen, Phantasien,

eingeschliffenen Praktiken, Routinen etc., also von Rassialisierungsprozessen zu kennzeichnen und den ›race‹-Begriff über Bord zu werfen (Bös 2005). Durchgesetzt hat sich jedoch bis heute die Beibehaltung von ›race‹ bei der Beschreibung der Lebenssituation von *black Americans* mit der Begründung, dass solange in einer Gesellschaft nachweislich Rassismus wirksam ist, ›race‹ bedeutsam bleibt. Daneben wird in den USA Ethnizität zur Kennzeichnung diverser Gruppen von (ehemaligen) Eingewanderten verwendet (z. B. *Irish, Italians, Polish*), wobei nicht alle, aber viele ebenfalls von Rassismus betroffen sind (z. B. *Hispanics, Muslims*).

Die Frage nach der adäquaten Übersetzung des Begriffs ›race‹ ins Deutsche ist weiterhin ungeklärt. Klinger und Knapp (2005) stellen zu Recht fest, dass im Zuge der ›race‹-class-gender-Debatten *Geschlecht* und ›Rasse‹ vom Anschein ihrer ›Natürlichkeit‹ befreit wurden. Ergänzt werden muss hier allerdings, dass die Naturalisierung von Unterschieden gleichermaßen auf die Konstruktion von Ethnizität über *kulturelle* Unterschiede zutrifft. So stellte Theodor W. Adorno weitsichtig bereits Mitte der 1950er Jahre fest, dass zwar nach dem Zweiten Weltkrieg »das vornehme Wort Kultur« an die Stelle des verpönten Ausdrucks ›Rasse‹ getreten ist, mit diesem nominalen Austausch jedoch Vergleichbares ausgedrückt wird (Adorno 1955). ›Kultur‹ ist in Deutschland zunehmend ein *Sprachversteck für ›Rasse‹* geworden (Leiprecht 2001, S. 28).

Problematisch ist auch der Gebrauch von *Ethnizität* als eine neue Kategorie sozialer Ungleichheit, die – so Müller/Schmid – deshalb an Bedeutung gewinne, weil sie als Folge von umfangreichen Migrationsprozessen in westlichen Nationalstaaten wirksam werde (Müller/Schmid 2003, S. 9). Hier wird nicht nur übersehen, dass es in Deutschland umfangreiche Migrationsprozesse *vor* der Anwerbephase von Arbeitskräften aus dem Mittelmeerraum in den 1960er und 1970er Jahren und *vor* den Einwanderungen im Kontext von Aussiedlung und Fluchtmigration gab, sondern auch, dass die Naturalisierung kultureller Distinktionen eine lange Vorgeschichte hat, etwa in der Geschichte des Kolonialismus oder des Antisemitismus. Vieles von dem, was früher der ›Rasse‹ zugeschrieben wurde, findet sich heute bei näherer Betrachtung in der Beschreibung von Ethnizität wieder. Ethnizität gilt in Deutschland vielen dennoch als wissenschaftlich neutraler Begriff. Der Begriff ›Rasse‹ hingegen wird weitgehend vermieden, da er auf den Faschismus bezogen wird und als negative Kategorie gilt (Knapp 2009, S. 224). Parallel gibt es jedoch noch ein zweites Begründungsmuster: ›Rasse‹ wird in Verbindung mit *Rassismus* als normativ aufgeladen, moralisierend oder polemisch betrachtet, und mit ›Rasse‹ wird problematischer Weise auch Rassismus aus Theorie und Forschung weitgehend ausgeklammert und kaum als aktuelles und bedeutsames gesellschaftliches Phänomen wahrgenommen.

Rassialisierung, Ethnisierung, Kulturalisierung

In den 1980er Jahren haben die Soziologen Wolf Bukow und Roberto Llaryora (1988) das Phänomen der *schleichenden Ethnisierung* als einen Prozess analysiert, in dessen

Verlauf die Eigenschaftsbeschreibungen von Eingewanderten über Generationen hinweg zur Grundlage der gesellschaftlichen Zweiteilung in Zugehörige und Nicht-Zugehörige (bei Bukow/Llaryora: In- und Ausländer) stilisiert und mit deren Hilfe sozialer Exklusion und Marginalisierung Vorschub geleistet wird. Denkfiguren und Diskurse, die daraus entstanden, haben Legitimationsfiguren ethnisierter sozialer Hierarchien hervorgebracht, die mittlerweile zum Allgemeinwissen gehören und auch in den Sozialwissenschaften affirmiert und reifiziert werden. Der Rassismusforscher und langjährige Direktor des Centers for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham Stuart Hall (1994) hat diesen Prozess ebenfalls beschrieben, jedoch auch darauf hingewiesen, dass die Kategorie *Ethnizität* als Element von Fremd- und Selbstzuweisung, als Merkmal sozialer Differenzierung neu bestimmt werden muss. Hall versucht, in seinen Analysen die gängige Zuschreibungspraxis aufzulösen, bei der die (weißen) Mitglieder dominanter Gruppen sich als *nicht-ethnisch* verstehen und präsentieren, dabei aber den Maßstab für die Imaginierung ›Anderer‹ bilden und dies als ›Unmarkierte‹ aus einer sich verdeckt haltenden Position heraus tun. Mit Halls Thematisierungen werden auch die Orte und Ausgangspunkte der dominierenden Ordnung, die einer immanenten (weißen) Perspektive folgen, sichtbar.

Gleichzeitig macht der französische Philosoph Etienne Balibar darauf aufmerksam, dass sich in Europa ein *Neo-Rassismus* entwickelt, der von Kulturen spricht, aber ›Rassen‹ meint. Es geht um einen ›Rassismus ohne Rassen‹, dessen vorherrschendes Thema nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen ist. Der Neo-Rassismus postuliert »nicht mehr die Überlegenheit bestimmter Gruppen oder Völker über andere (...), sondern ›beschränkt‹ sich darauf, die Schädlichkeit jeder Grenzverwischung und die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen zu behaupten« (Balibar 1989, S. 373). Kulturvermischungen werden hier (wie früher ›Rasse-‹Vermischungen) als geistiger Tod der Menschheit behauptet und haben angeblich Degeneration und Untergang zur Folge. Auch wird das rassistische Verhalten selbst zu einem natürlichen und unvermeidlichen Faktor erklärt und es wird versucht, dies in der *Sprache von Wissenschaft* zu begründen: Die Abwehr gegen das ›Fremde‹, das eine natürliche Grundlage besitze und auch in Tierversuchen beobachtet werden könne, wird dabei als unvermeidbar dargestellt. Der soziale Frieden könne deshalb am besten gewahrt werden, wenn das Zusammenleben von verschiedenen ›Rassen‹ oder ›Kulturen‹ vermieden würde. Als Handlungsrezepte werden Trennung und/oder Abschottung empfohlen (kritisch hierzu in Großbritannien bereits Barker 1981). Neo-Rassismus, von Balibar auch *differentialistischer Rassismus* genannt und von anderen Autor(inn)en als *kulturalisierender Rassismus* bezeichnet (Solomos/Back 1996, S. 213), fungiert als ideologisches Legitimationsinstrument postkolonialer Herrschaft und ist Element des historischen Kitts, der in vielen Alltagstheorien, aber auch in politischen und wissenschaftlichen Diskursen auf beiden Seiten des Atlantiks Spuren hinterlassen hat und Europa mit den USA und Kanada verbindet.

Rassismusforschung

Die wissenschaftliche Befassung mit Rassismen, bei der versucht wird, diese in kritischer Perspektive zu beschreiben, zu erklären und ›Wissen‹ zur Veränderung zu entwickeln, lässt sich grob nach drei Traditionslinien unterscheiden: eine historische, die Rassismus in seinen unterschiedlichen historischen Konjunkturen sowie den Zusammenhang von Wissenschaft und Forschung untersucht (s. u.); eine gesellschaftswissenschaftliche, die Rassismus als Strukturierungsprinzip gesellschaftlicher Verhältnisse beschreibt; und eine individualwissenschaftliche, die oft dazu neigt, Rassismus auf psychologisch-kognitive Prozesse des Individuums zu reduzieren.

Rassismus stellt sich in vielen älteren individualwissenschaftlichen Konzepten, die oft unter der Bezeichnung *Vorurteils- und Stereotypenforschung* zusammengefasst werden (z. B. Allport 1971), als ein Ergebnis der Informationsverarbeitung über Personen und Gruppen dar, bei dem es zu Verzerrungen, Vereinfachungen, Fehlurteilen und/oder Übergeneralisierungen gekommen ist. Die Verbindung zu gesellschaftlichen Strukturen, Bedeutungsmustern und Machtverhältnissen wird dabei vernachlässigt, und es setzt sich immer wieder die problematische Tendenz durch, Rassismus – so die Psychologin und Kriminologin Gabi Löschper – »mit dem Blick in den Kopf des Individuums« erklären zu wollen (Löschper 1994, S. 174). Löschper kritisiert, dass das Individuum hier als in einem ›sozialen Vakuum lebend‹ konzipiert wird: Zur Überraschung der Forschenden greift es dann »bei den Vereinfachungen, die es tagtäglich zur Reduktion von Komplexität vornehmen muss, stets zu den Stereotypisierungen [...], die schon unzählige andere Individuen vor ihm und wohl ebenso viele neben und nach ihm verwend(et)en. Irren ist menschlich, aber seltsamerweise irren so viele so gleich« (Löschper 1994, S. 175).

Nun ist auch die moderne Vorurteils- und Stereotypenforschung nicht mehr *nur* Einstellungsforschung oder beschränkt sich *ausschließlich* auf die Untersuchung kognitiver Prozesse. Mit der stärkeren Berücksichtigung von Intra- und Intergruppendiffamikten wird das soziale Vakuum zumindest aufgeweicht und kommen gesellschaftliche Verhältnisse in den Blick, wenn auch meist eher auf Meso- denn auf Makro-Ebene. Sie tut sich jedoch immer noch schwer, umfassendere gesellschaftliche Ordnungs- und Strukturmuster, Diskurse und Ideologien mit subjektiven Repräsentationen und Umgangsweisen in einem *integrierten* Zusammenhang zu konzeptualisieren (Zick 1997, S. 383ff.). Der Fokus und das primäre Erkenntnisinteresse bleiben darauf gerichtet, wie Informationen von den einzelnen Menschen aufgenommen, verarbeitet und bewertet werden. Mit dem Präfix ›sozial‹ sind meist lediglich die ›Objekte‹ gemeint, über die Vorurteile gebildet werden. Eher selten werden in individualwissenschaftlichen Konzeptionen Kategorisierungsprozesse als historische und gesellschaftliche Prozesse der Herstellung und Reproduktion von Vorstellungen über und Praktiken mit ›Rasse‹ oder ›Kultur‹ theoretisiert (wie etwa bei Augoustinos/Walker 1995).

In einer eher gesellschaftswissenschaftlichen Traditionslinie steht hingegen beispielsweise David T. Wellman. Die USA der 1970er Jahre und einen Rassismus, der auf einer langen Geschichte von Sklaverei und Kolonialismus aufbaut, im Blick, wen-

det er sich in einem Aufsatz, der zuerst 1977 erschienen ist, gegen die verbreiteten Annahmen der Vorurteils- und Stereotypenforschung: »[R]acism extends considerably beyond prejudiced beliefs. The essential feature of racism is not hostility or misperception, but rather the defense of a system from which advantage is derived on the basis of race. The manner in which the defense is articulated [...] is not nearly as important as the fact that it insures the continuation of a privileged relationship« (Wellman 2008, S. 187). Wellmans Ansatz lässt sich den Theorien zur Analyse und Kritik von *White Supremacy* (hooks 1999) zuordnen. Unterschieden wird zwischen *white* und *black*, und Wellmann geht es nicht um Vorurteile, feindschaftliche Gefühle oder um falsche Generalisierungen auf der Seite von *white Americans*, sondern um eine dominierende Kultur (»American cultural standards«), die eine gesellschaftliche Veränderung von *racial ordering* verhindert. Rassismus ergibt sich aus den Folgen einer bestimmten Praxis und Struktur von Ungleichheit (»policies and institutional priorities that perpetuate racial inequality«) (Wellman 2008, S. 190).

Ähnliche Ansätze werden auch heute noch vertreten, teilweise sogar in zugesetzter Form. So ist für Eduardo Bonilla-Silva das zentrale Ziel der dominanten ›race‹ die Verteidigung ihrer kollektiven Interessen. Dabei weist er zwar darauf hin, dass ›race‹ (›as other social categories such as class and gender‹) sozial konstruiert sei, als solche entfalte ›race‹ jedoch eine soziale Realität, die extrem ungleiche Verhältnisse hervorbringe. Bonilla-Silva verwendet deshalb Begriffe wie racial structure, racial ideology oder racial reality (Bonilla-Silva 2014, S. 8f.).

Auch in den jüngeren rassismuskritischen Wissenschaftsdiskursen in den USA, ähnlich wie beispielsweise in Großbritannien oder Australien, ist der Begriff ›race‹ also selbstverständlich, wenngleich es auch hier Kritik gibt (Bulmer/Solomos 2008, S. 4 f.). Viele rassismuskritische Ansätze gehen zurückhaltender mit dem Begriff um und nehmen diesbezüglich eher eine skeptische Haltung ein, weisen aber ebenfalls auf gesellschaftliche Ordnungsmuster und strukturelle Zusammenhänge hin. Auf die Position zum ›Rasse‹-Begriff von Robert Miles wurde bereits aufmerksam gemacht. Aber auch in den Beiträgen der deutschen Rassismusdebatte von Paul Mecheril, Annita Kalpaka oder Birgit Rommelspacher findet sich ›Rasse‹ nur im Kontext von Wendungen wie ›Rasse-Konstruktionen‹, wobei zusätzlich Anführungszeichen zur Markierung einer Skepsis gegenüber dem Begriff benutzt werden. Gleichzeitig zielt der begriffliche Rahmen nicht nur auf eine Schwarz-Weiß-Differenz, sondern richtet sich – stärker als in den USA – neben »Schwarzen Theoretisierungen« (Eggers 2009) und Critical Whiteness (Wollrad 2009) auf die Bedingungen von Arbeitsmigration und auf den Umgang mit Geflüchteten, also auf Migrationsverhältnisse, dabei etwa antimuslimischen Rassismus (Attia 2009) und/oder Antiziganismus (Luttmer 2009) in den Blick nehmend.

Eine nennenswerte *empirische* Rassismusforschung, die unter diesem Namen auftritt und neben die existierenden Forschungen zu Antisemitismus und Nationalsozialismus/Rechtsextremismus tritt, lässt sich in Deutschland erst ab Ende der 1980er Jahre feststellen (zur Übersicht vgl. auch Räthzel 2012; Arndt 2012). Dabei handelt es sich um historische Forschung (s. u.), Forschung zu Rassismus und (deutschem)

Kolonialismus (z. B. Kößler 2005), Untersuchungen und Analysen zu Erinnerungskulturen in der Migrationsgesellschaft (z. B. Georgi 2003), Forschung zu rassistischen Dynamiken im Kontext von Bevölkerungsstatistik (z. B. Supik 2014), Forschung zu institutionellen Verfahren und Routinen (z. B. Gomolla 2011), um diskurs- und sprachanalytische Untersuchungen (z. B. Jäger 2000; Arndt/Ofuatey-Alazard 2011), dabei auch um Analysen zu Medien (Presse, Internet, Radio, Fernsehen ...) (z. B. Jäger/ Halm 2007), darunter zu Schulbüchern und Unterrichtsmaterialien (z. B. Marmer/ Sow/Ziai 2015) und zu Kinder- und Jugendliteratur (z. B. Rösch 2000), relativ häufig auch um Jugendforschung (z. B. Leiprecht 2001), sehr selten um eher ethnografische Forschung (z. B. Held/Bibouche et al. 2008). Im Folgenden kann nicht auf die ganze Bandbreite der Forschung, sondern nur auf eine spezifische Auswahl etwas ausführlicher hingewiesen werden.

Historische Rassismusforschung

Mehr oder weniger systematische Konstruktionen von ›Großgruppen‹ mit Einteilungen zwischen Eigenen und Anderen, verbunden mit negativen Zuschreibungen gegenüber letzteren, gab und gibt es zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten. Dabei ging/geht es nicht immer um Rassismen. In der Frage, wo und mit welchem geschichtlichen Datum Rassismus beginnt, ist sich die *historische Rassismus-forschung* nicht einig, wobei dies naheliegender Weise auch mit dem jeweils angelegten Rassismusbegriff zu tun hat. Vorsichtig wird meist von *neuzeitlichem* Rassismus (Geulen 2014) oder *moderinem* Rassismus (Fredrickson 2011) gesprochen, dabei davon ausgehend, dass es frühere Formen gibt, die von einigen *proto-rassistisch* oder *quasi-rassistisch* (Geiss 1993, S. 49) genannt werden, auf die spätere aufbauen oder aber es zu ähnlichen (Wieder-)Entwicklungen kommt. Wenige sehen die Anfänge von Rassismus im frühen indischen Kastenwesen oder in der griechischen oder römischen Antike und behaupten eine Geschichte von »mehr als zwanzig Jahrhunderten« (Delacampagne 2005, S. 21). Insgesamt überwiegt zudem eine Position, die davon ausgeht, dass es sich jeweils um *historisch-gesellschaftliche* Herausbildungsprozesse handelt, *nicht* um natürliche Phänomene. Dabei werden bei der Identifizierung eines Beginns teilweise eher *innergesellschaftliche Verhältnisse* in den Mittelpunkt gestellt, teilweise eher *Verhältnisse zwischen Gesellschaften*, teilweise werden aber auch beide Perspektiven berücksichtigt, entweder als getrennt und einander zeitlich folgend oder als miteinander verbunden.

So weist beispielsweise der Historiker Christian Geulen sowohl auf Ereignisse auf der iberischen Halbinsel im ausgehenden 15. Jahrhundert hin als auch auf die fast zeitgleich beginnenden ersten Ansätze von europäischem Kolonialismus, wobei es ihm darum geht, an historischem Material die Voraussetzungen für einen entstehenden neuzeitlichen ›Rasse-‹Begriff und seinen rassistischen Gebrauch herauszuarbeiten. Ein erstes wichtiges historisches Datum identifiziert er (ähnlich wie Fredrickson 2011, S. 46 f.) mit dem Abschluss der *Reconquista*. Dabei handelte es sich um eine

über mehrere Jahrhunderte andauernde Vertreibungspolitik von Mauren in Spanien durch katholische Königreiche, unterstützt von Kirche und Inquisition, verbunden mit Zwangsbekehrungen aller Nicht-Christen und einer religiösen Vereinheitlichung, die neben den Muslimen auch den Juden galt. Das bloße Glaubensbekenntnis der Bekehrten, die im Verborgenen (womöglich) ihrem alten Glauben anhingen, wurde von den herrschenden (katholischen) Kräften als nicht mehr ausreichend betrachtet, angesichts (unterstellter oder tatsächlicher) Praktiken im Kontext eigener Traditionen und Kulturen auf der Seite der Konvertierten und vor allem ihrer Nachfahren. Die Überzeugung, »dass Kinder dasselbe ›Blut‹ haben wie ihre Eltern« und hier etwas Unveränderbares fortwirkt, und zwar unabhängig vom äußerlichen Glaubensbekenntnis, »sanktionierte eine Art von genealogischem Determinismus« (Fredrickson 2011, S. 18). Die »klassische Frage nach der ›Reinheit des Glaubens‹« verwandelte sich nach und nach »in die neue [...] nach der ›Reinheit des Blutes‹« (Geulen 2014, S. 35; Hervorhebungen R.L.). Mit Hilfe des Begriffs ›Rasse‹, der zunächst für die zum christlichen Glauben (zwangs-)bekehrten Conversos (als Erwachsene übergetretene Juden) und Marranen (Nachfahren konvertierter Juden), bald aber für das Judentum insgesamt und auch für Moriscos (zwangsbekehrte Muslime) galt, wurden »neue, scheinbar natürliche Kategorien der Zugehörigkeit erfunden« (Geulen 2014, S. 35), ohne dies allerdings bereits auf eine ausgewiesene Biologie beziehen zu können, eine Naturwissenschaft, die erst viel später entstand. Jedoch wurde »die Abstammung als zentrales Merkmal von Zugehörigkeit« eingeführt (Geulen 2014, S. 38): »Der Zweck [...] bestand darin, eine faktisch multikulturelle Gesellschaft zunächst auf dem Wege der Naturalisierung von Zugehörigkeit zu ordnen und dann auf dem Wege der Zwangsbekehrung zu vereinheitlichen« (Geulen 2014, S. 35). ›Rasse‹ und Rassismus haben nach Geulen also von Beginn an eine Funktion bei der »rationale(n) Neuordnung von Zugehörigkeit« (Geulen 2014, S. 36), verbunden mit politischen Interessen und Kräfteverhältnissen.

Parallel dazu sieht Geulen – zunächst mit den entstehenden Kolonialreichen Spaniens und Portugals am Ende des 15. Jahrhunderts und zu Beginn des 16. Jahrhunderts – die koloniale Expansion Europas als einen weiteren Ausgangspunkt von Rassismus. Die entsprechenden Konstruktions- und Legitimationsmuster bezeichnet Geulen als den »zweite[n], weltgeschichtliche[n] Anfang« (Geulen 2014, S. 38) von Rassismus, bei Rommelspacher gelten sie gar als »Prototyp des Rassismus« (Rommelspacher 2009, S. 26). Jedenfalls war wenige Jahrzehnte nach Kolumbus Entdeckungsreise 1510 bereits das erste Schiff mit schwarzen Sklaven auf dem Weg nach Haiti. Die folgenden und über fünf Jahrhunderte andauernden Praktiken von kolonialer Gewalt (Unterdrückung, Versklavung, Vernichtung) waren – so Geulen – mit »nachträgliche[n] Rechtfertigung[en] in Form hierarchischer Naturordnungsmodelle« verbunden, und zwar vornehmlich dann, wenn die Selbstverständlichkeit dieser Praktiken durch parallele Wertordnungen in den Gesellschaften der Kolonialisierenden teilweise infrage gestellt wurden: »Praxis und Ideologie [brachten sich so] gegenseitig hervor« (Geulen 2014, S. 40). Bei den Kolonialisierenden und Ausgewanderten und in den europäischen Gesellschaften verbreitete sich die Vorstellung einer moralischen und zivilisatorischen Überlegenheit einer ›weißen Rasse‹ (Fredrickson 2011, S. 67).

Ein weiteres wichtiges Datum für die Herausbildung von Rassismus, und darin ist sich die historische Rassismusforschung einig, stellt die Aufklärung und das verstärkte Aufkommen von Technologie und Wissenschaft dar. Sie standen mit an der Wiege einer Entwicklung, die seit dem 18. Jahrhundert dazu führte, dass sich nicht nur zunehmend die Idee verbreitete, die Menschheit in ›Rassen‹ – nach physischen Merkmalen klassifiziert, mit jeweils unterschiedlichen Eigenschaften versehen und entlang von Hierarchien angeordnet – einteilen zu können, sondern diese Einteilungen auch mit einer (natur-)wissenschaftlichen Begründung zu versehen (vgl. neben Fredrickson 2011, S. 77 f. und Geulen 2014, S. 48 f. auch Mosse 2006, S. 28 f. und Delacampagne 2005, S. 125 f.). Die Erklärung und Legitimation der sozialen Ordnung durch göttliche Kräfte (›Gottesgnadentum‹) hatte an Überzeugungskraft eingebüßt und bekam eine immer stärker werdende Konkurrenz durch Denkmuster, die natürliche Kräfte zu ergründen suchten und mit ihnen argumentierten (Lewontin et al. 1988, S. 40). Für die Entstehungsgeschichte von säkular-modernem (westlichen) Rassismus insgesamt ist jedenfalls typisch, dass er durch sich wissenschaftlich-rational gebende Theorien und Lehren begründet bzw. gerechtfertigt wird.

Es kann also *nicht* davon ausgegangen werden, dass Wissenschaft und Rassismus stets unvereinbare Gegensätze waren, im Gegenteil. Allerdings war die Aufklärung in Bezug auf Rassismus durchaus zweischneidig. Sie ließ – so Fredrickson – mit ihrem spezifischen Naturalismus »einen auf die Hautfarbe bezogenen und scheinbar wissenschaftlich fundierten Rassismus denkbar werden und bereitete damit den Boden für den biologischen Determinismus des 19. Jahrhunderts. Doch gleichzeitig verbreitete sie den Grundsatz der Gleichheit auch im Diesseits, nicht nur im Himmel oder vor Gott: ein Prinzip, das geeignet war, die Legitimität und Vernünftigkeit der Versklavung von Schwarzen sowie der Ghettoisierung von Juden in Zweifel zu ziehen.« (Fredrickson 2011, S. 88 f.)

Aktuelle empirische Rassismusforschung zu Einstellungen und Erfahrungen

Der späte Beginn der empirischen Rassismusforschung in Deutschland zeigt sich auch für eine Forschung, die sich – je nach Untersuchung – *Einstellungen*, *Orientierungen* oder *Haltungen* zuwendet. Solche Forschungsarbeiten versuchen in der Regel auf Seite der Mehrheitsgesellschaft (also deutsch, weiß, ohne jüngere Migrationsbezüge in der Familie) die Zustimmung oder Ablehnung gegenüber Rassismen zu ermitteln. Hier gab es im Zusammenhang verschiedener Studien, die in der Tradition einer Vorurteils- und Autoritarismusforschung mit Fragebogeninstrumenten *Einstellungen* in der Bevölkerung zu politischen und sozialen Themen erhoben, auch vor den späten 1980er Jahren immer wieder empirische (Teil-)Ergebnisse, die den Gegenstandsbereich Rassismus betrafen. Neuere quantitative Untersuchungen haben teilweise eine Vorgeschichte in der jugendbezogenen Rechtsextremismusforschung (Heitmeyer 1987) und sind mit dem Bielefelder Projekt *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit* (Heitmeyer 2012) und den sog. *Mitte-Studien* der Friedrich-Ebert-Stiftung verbunden

(Decker/Kiess/Brähler 2012). In diesen Untersuchungen wird seit 2002 im Jahresabstand nach verschiedenen ›Facetten‹ gefragt, die auch für die Rassismusforschung von Interesse sind, so wird u. a. *Fremdenfeindlichkeit*, *Antisemitismus* und *Rassismus* unterschieden und konzeptualisiert, dies dann – ab 2003 – ergänzt um *Islamfeindlichkeit* und – ab 2011 – um *Abwertung asylsuchender Menschen* und *Abwertung von Roma und Sinti*. Allerdings wird jede ›Facette‹ lediglich mit zwei Items repräsentiert, und *Rassismus* ist – gemäß der Selbsteinschätzung der Untersuchungsgruppen um Wilhelm Heitmeyer und Andreas Zick – auf einen biologischen Rassismus beschränkt (wobei eines der beiden Items lautet: »Aussiedler sollten besser gestellt werden als Ausländer, da sie deutscher Abstammung sind« [Zick/Klein 2014]). Von der bislang in der Rassismusforschung festzustellenden Begriffsfassung ausgehend (s. oben, *Einleitung*), würden vermutlich all die genannten Facetten unter dem Oberbegriff Rassismus diskutiert. Allerdings ist jedes Item so formuliert, dass sich im Fragebogen eine Ansammlung von vielen problematischen Aussagen ergibt (z. B.: »Muslimen sollte die Zuwanderung nach Deutschland untersagt werden«; oder: »Wenn Arbeitsplätze knapp werden, sollte man die in Deutschland lebenden Ausländer wieder in ihre Heimat zurückschicken«). ›Denkalternativen‹ zu entsprechenden Themen werden nicht angeboten.

Die in der Zeitreihe festgestellten Anteile entsprechender Einstellungen zeigen, dass zwischen 2002 und 2014 sich die Werte für ›Rassismus‹ und ›Antisemitismus‹ jeweils nahe um 10 Prozent herum bewegen. Hingegen werden für *Islamfeindlichkeit* und *Fremdenfeindlichkeit* nicht nur Anteile verzeichnet, die deutlich stärker schwanken, sondern die auch deutlich größer sind, mit Größenordnungen zwischen 30 Prozent und 20 Prozent (*Islamfeindlichkeit*) bzw. zwischen 40 Prozent und ca. 30 Prozent (*Fremdenfeindlichkeit*). Dabei fällt auf, dass zwischen 2013 und 2014 plötzlich ein Abfall von 25 Prozent auf 18 Prozent bzw. von 32 Prozent auf 20 Prozent registriert wird. Gleichzeitig werden für 2014 zur *Abwertung asylsuchender Menschen* und zur *Abwertung von Roma und Sinti* – erfasst erst seit 2011 – allerdings Anteile um die 45 Prozent bzw. 30 Prozent ermittelt. Dies ist interessant und merkwürdig zugleich, zeigt aber vor allem auch, dass Fragebogenuntersuchungen höchstens das erfassen, was mit den jeweiligen Items versucht wird, abzubilden. Wären 2011 nicht zusätzliche ›Facetten‹ und Items mit in die Befragungen aufgenommen worden, wäre bezüglich des Gesamtergebnisses ein deutlicher anderer Eindruck entstanden.

Insgesamt zeigt die Übersicht zur quantitativen Forschung in der BRD, die mit dem Anspruch auftritt, repräsentativ für die Wahlbevölkerung das Ausmaß von Einstellungsmustern zu erfassen, dass von den Befragten mit Anteilen zwischen 25 Prozent und 50 Prozent rassistischen Formulierungen zugestimmt wird. Über eher subtilere und unauffälligere Muster machen diese Untersuchungen kaum Aussagen; nach entsprechenden Einstellungsmustern bei Eingewanderten wird nicht gefragt; Einstellungen, die sich explizit gegen Rassismen wenden, tauchen weder in den benutzten Items auf noch sind sie eigenständiges Forschungsthema.

Nun kann an dieser Stelle keine kritische Diskussion zu quantitativer Einstellungsforschung erfolgen. Dennoch sollte deutlich sein, dass Rassismus ein umfas-

sendes und komplexes Phänomen ist und bereits die Frage nach Einstellungen eine Reduktion darstellt, wobei sich durch die Spezifität des ›Messens‹ mit Hilfe von Fragebögen, Items und Skalen noch zusätzliche Einschränkungen ergeben. Weiterhin fällt auf, dass die Untersuchungen durch die Formulierung und Auswahl von Items in ihren Fragebögen problematische Denkmuster reproduzieren und hierzu kaum eine (selbstkritische) Reflexion stattfindet.

In einer anderen Forschungstradition stehen qualitative Untersuchungen. Einige wenden sich hier dem wichtigen Bereich *Rassismuserfahrungen* zu. In Analysen von Interviews mit »Anderen Deutschen«, also Eingewanderten, die über einen deutschen Pass verfügen, in Deutschland ihren Lebensmittelpunkt haben, aber von Seiten der Mehrheitsgesellschaft als ›Ausländer/innen‹ oder als Angehörige einer fremden ›Rasse‹ wahrgenommen und damit als nicht-zugehörig eingeordnet werden, arbeitet Mecheril verschiedene »Umgangsmodi« aufseiten der ›Rassismuserfahrenen‹ (wie z. B. Verletzungsabwehr oder Kontrollversuch) heraus (Mecheril 1997, S. 187 f.). Deutlich wird unter anderem, dass Rassismuserfahrungen »nicht zwangsläufig zu chronischer Verzweiflung, Handlungsunfähigkeit, übermäßiger Schreckhaftigkeit oder zu anderen, schnell als pathologisch etikettierten Leidenszuständen führen. Menschen, die in einem Erfahrungsklima von Rassismus aufwachsen, lernen mit diesen Erfahrungen in einer Weise umzugehen, die für ihre Lebenssituation, für ihr Selbstverständnis und für ihre sozialen Bezüge funktional und angemessen sein kann, – zumindest wenn [...] eine bestimmte Negativintensität der Erfahrung nicht überschritten wurde und materielle, soziale und kognitive Ressourcen der Bewältigung von Belastungen zur Verfügung stehen« (Mecheril 1997, S. 195 f.). Gleichwohl machen die rassistischen ›Botschaften‹ und Strukturen »das Leben in dieser sozialen Ordnung zu einem prekären Leben« (Mecheril 1997, S. 196).

In anderen Untersuchungen wird erkennbar, dass die Thematisierung von eigenen Rassismuserfahrungen selbst prekär und risikoreich ist. So zeigt Claus Melter in einer Untersuchung, die sich den Interaktionen zwischen Sozialpädagog(inn)en und den von ihnen betreuten Jugendlichen zuwendet und verbale Daten mit Hilfe von Einzel- und Paar-Interviews erhebt und auswertet, dass das Thema Rassismus von den ersteren eher ignoriert, ja abgewehrt wird (Melter 2006). Jugendliche, die – meist vorsichtig, unbeholfen, indirekt – versuchen, von ihren negativen Erfahrungen zu berichten, bekommen es als Reaktionen mit Bagatellisierung (»So schlimm wird das nicht sein«), Individualisierung (»Das ist eine Ausnahme«), Pathologisierung (»Du leidest an Verfolgungswahn«) und Abwertung (»Du bist aber auch übersensibel«) zu tun. Zudem interpretieren die Sozialpädagog(inn)en die Thematisierungsversuche der Jugendlichen nicht als ein berechtigtes Anliegen, über ein schwieriges Thema ins Gespräch zu kommen, sondern als Angriff auf die eigene Person.

Dabei wird in einer Studie, die von Wiebke Scharathow durchgeführt wurde, deutlich, dass der Rassismusvorwurf keineswegs leichtfertig erhoben wird. Sie stellt bei der Auswertung von themenfokussierten Interviews und einer Forschungswerkstatt mit Jugendlichen, die die Erfahrung machten, als ›Andere‹ und als ›nicht-deutsch‹ markiert zu werden, vielmehr fest, dass es für die Jugendlichen oft kaum eine (angemessene)

Sprache oder einen (sicheren) Raum dafür gibt, um das, was ihnen widerfährt, zum Thema zu machen (Scharathow 2014, S. 324 f., S. 424f.). Sie spüren zwar ein Unbehagen, eine Verletzung, eine Zurücksetzung, folgen in ihrem Rassismusverständnis meist jedoch den dominanten ›Denkangeboten‹, sehen Rassismus also als etwas Böses und feindselig Motiviertes, wollen genau dies aber ihren Lehrer(inn)en nicht unterstellen. Oder sie haben die Befürchtung, dass das Ansprechen des unangenehmen Themas dazu führt, dass sie in der Schulklasse oder Clique als störend oder als (erst recht) nicht dazugehörig betrachtet werden. Oder sie haben bereits mehrfache Thematisierungsversuche unternommen, waren jedoch wenig erfolgreich, wurden mit Gegenvorwürfen konfrontiert und/oder als ›Spaßbremse‹, ›Opfer‹, ›überempfindlich‹, ›illoyal‹, ›aggressiv‹ u. Ä. wahrgenommen (Scharathow 2014, S. 421 f.).

Astride Velho zeigt auf Grundlage der Analysen von fünf selbst durchgeführten ausführlichen Interviews mit »rassismuserfahrenen Anderen« (Velho 2016, S. 61), dass und in welcher komplexen und einschneidenden Weise alltägliche Rassismuserfahrungen in die Selbst- und Weltverhältnisse der Befragten eingreifen. Deutlich wird dabei auch, wie bedeutsam Akteure/Akteurinnen im sozialen Umfeld (Familie, Peergroup, Freundeskreis, Bildungseinrichtungen) sind, um Transformationen »anregen und unterstützen (zu) können«: Dabei ist nicht nur deren »Solidarität gegen Rassismus im Alltag entscheidend«, sondern auch die Ermöglichung von »Identifizierungen mit anderen Imagos« (Velho 2016, S. 192), wenn also innere Bilder über andere Personen so verfügbar und plausibel werden, dass andere Perspektiven entwickelt werden können, also die Möglichkeit von Selbstentwürfen, die »sich den verletzenden Erfahrungen selbstbewusst, kritisch und widerständig entgegenstellen« (Velho 2016, S. 192).

Forschungsdesiderate

Bezüglich der empirischen Rassismusforschung sind viele Lücken festzustellen. Insgesamt ist deutlich, dass die Forschung erst *spät* beginnt und auf *allen* Ebenen und in *allen* Bereichen – von der Medien- und Diskursforschung bis hin zu ethnographischen Studien – zu wenig Forschungsarbeiten vorliegen. Besonders auffällig ist hierbei die Zurückhaltung in der deutschen Soziologie, etwas günstiger – gemessen an der Anzahl der Arbeiten, die explizit mit dem Begriff Rassismus arbeiten – sieht die Forschungslandschaft der letzten Jahre innerhalb der Erziehungswissenschaft aus. Deutlich ist zudem, dass gerade die quantitative Einstellungsforschung viel von qualitativen Forschungen zu Einstellungen *und* Erfahrungen lernen könnte, um zumindest problematische Konzeptualisierungen und einseitige Formulierungen in den Itemlisten/Skalen zu vermeiden.

Überhaupt fehlen Forschungen im Methodenmix, die zugleich auch in der Lage sind, *Prozesse* genauer in Blick zu bekommen. Zum Beispiel wäre es sinnvoll, eine Diskursanalyse zu Schulbüchern und Materialien im Unterricht, die sich auf das *Decoding* des darin Angelegten konzentriert, zu ergänzen durch eine ethnographisch ausgerichtete Forschung, die zudem über längere Zeit geht, um den Umgang mit und

die Interpretationen von Schulbüchern und Materialien, also das *Encoding*, untersuchen zu können (Hall 2004).

Zudem mangelt es an Forschungen, die (anknüpfend an Melter 2006) innerhalb von Einrichtungen und Organisationen (etwa in den Handlungsfeldern von Sozialer Arbeit und Bildung, aber auch in Verwaltungen wie z. B. den Arbeitsagenturen, der Polizei etc.) sich auf den Umgang mit Rassismuserfahrungen konzentrieren und dabei die Interaktionen zwischen Menschen, die keine Erfahrungen mit gegen sie gerichteten Rassismen haben (oft eher auf der Seite der Professionellen) und Menschen mit Rassismuserfahrungen (oft eher auf der Seite von Adressat[inn]en) in den Blick nehmen.

Ähnlich selten sind Untersuchungen, die *Intersektionalitäten* zwischen Rassismen und Sexismen (Jäger 1996), aber auch zwischen Rassismen und Klassismen oder zwischen Rassismen, ageism und ableism zum Thema machen (Jacob/Köbsell/Wollrad 2010); auch fehlen Studien, die Intersektionalitäten zwischen verschiedenen Rassismen (kolonial, antimuslimisch, antiziganistisch) und zwischen solchen Rassismen und Antisemitismus empirisch untersuchen und analysieren (Messerschmidt 2009).

Besonders große Lücken sind im Bereich der Erforschung von *Gegenbewegungen* festzustellen, also den Anliegen und Versuchen, den benachteiligenden, herabwürdigenden und ausgrenzenden Folgen rassistischer Unterscheidungspraxen und Ordnungsmuster entgegen zu wirken und Formen des Zusammenlebens zu entwickeln, in denen sie keine oder zumindest weniger Wirkungen mehr entfalten (Bonnet 2000). So fällt auf, dass die aktuellen Aktivitäten in der Zivilgesellschaft und das hier gezeigte (erhebliche) Engagement, um Geflüchtete und Eingewanderte zu unterstützen, kaum Aufmerksamkeit vonseiten der Rassismusforschung erhält. Auch werden *Widersprüchlichkeiten*, die sich in den Handlungs- und Sichtweisen von Menschen zeigen, mitunter recht einseitig analysiert. Es besteht die Tendenz, bei festgestellten toleranten, offenen, aufklärerischen, aber auch bei explizit anti-rassistischen Stellungnahmen und Bemühungen vor allem herauszuarbeiten, dass sie gleichzeitig mit Rassismen einhergehen. Nun ist dies für eine selbstkritische Reflexion zweifellos wichtig und zeigt das Ausmaß und die jeweilige Spezifik der Verstrickung in entsprechende Verhältnisse. Allerdings wird dabei leicht die ›Zweischneidigkeit‹ von Aufklärung, Rationalität und Demokratie (s. o. Fredrickson 2011) nach ihrer negativen Seite hin abgeschnitten. Dies ist ungünstig, da ein Wissen über die Entstehungs- und Wirkungsvoraussetzungen von ›Alternativen‹ und ›Gegenkräften‹ und den Möglichkeiten zu ihrer Förderung für Veränderungsprozesse unverzichtbar sein dürfen.

Literatur

- Adorno, Th. W. (1955): Schuld und Abwehr. Frankfurt/M.
 Allport, G. W. (1971): Die Natur des Vorurteils. Köln: Kiepenheuer und Witsch, zuerst in englischer Sprache 1954.
 Arndt, S. (2012): Dem Rassismus widersprechen. Afrika, Kolonialismus und die deutsche Sprache. In: Jäger, M./Kauffmann, H. (Hg.): Skandal und doch normal. Impulse für eine antirassistische Praxis. Münster: Unrast, S. 221–235.

- Arndt, S./Ofuatey-Alazard, N. (Hg.) (2011): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast.
- Attia, I. (1997): Antirassistisch oder interkulturell? Sozialwissenschaftliche Handlungskonzepte im Kontext von Migration, Kultur und Rassismus. In: Mecheril, P./Teo, Th. (Hg.): Psychologie und Rassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 259–285.
- Augoustinos, M./Walker, I. (1995): Social Cognition. An Integrated Introduction. London/Thousand Oaks/New Delhi: SAGE.
- Barker, M. (1981): The New Racism. Conservatives and the Ideology of the Tribe. London.
- Balibar, É. (1989): Gibt es einen neuen Rassismus? In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 31, H. 3. Hamburg Mai/Juni 1989, S. 369–381.
- Bonilla-Silva, E. (2014): Racism without Racists: Colorblind Racism and the Persistence of Racial Inequality in America. Lanham: Rowman/Littlefield, zuerst 2009.
- Bonnett, A. (2000): AntiRacism. London: Routledge.
- Bös, M. (2005): Rasse und Ethnizität: Zur Problemgeschichte zweier Begriffe in der amerikanischen Soziologie. Wiesbaden: VS.
- Broden, A./Mecheril, P. (Hg.) (2010): Rassismus bildet. Subjektivierung und Normalisierung in der Migrationsgesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Bukow, W.-D./Llaryora, R. (1988): Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minderheiten. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bulmer, M./Solomos, J. (Hg.) (2008): Racism. In der Reihe Oxford Readers. Oxford/New York: University Press, zuerst 1999.
- Cavalli-Sforza, L./Cavalli-Sforza, F. (1994): Verschieden und doch gleich. Ein Genetiker entzieht dem Rassismus die Grundlage. Aus dem Italienischen von Sylvia Höfer. München: Droemer Knaur.
- Decker, O./Brähler, E./Kiess, J. (2012): Die Mitte im Umbruch. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2012. Ergebnisse eines Forschungsprojekts, hrsg. von Ralf Melzer im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn: Dietz.
- Delacampagne, Ch. (2005): Die Geschichte des Rassismus. Düsseldorf: Artemis/Winkler, zuerst in französischer Sprache 2000.
- Eggers, M. M. (2009): Transkulturelle Pädagogik meets dekonstruktivistische Geschlechterforschung. Einige Schwarze Theoretisierungen. In: Leiprecht, R./Scharathow, W. (Hg.): Rassismuskritik Bd. II. Rassismuskritische Bildungsarbeit. Schwalbach/T.: Wochenschau, S. 135–153.
- Fredrickson, G. M. (2011): Racism. A Short History. Princeton/Oxford: University Press. In deutscher Sprache als: Rassismus. Ein historischer Abriss. Stuttgart: Reclam, zuerst 2002 in englischer Sprache, 2004 in Deutsch.
- Geiss, I. (1993): Geschichte des Rassismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Georgi, V. B. (2003): Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland. Hamburg: HIS Verlag.
- Geulen, Ch. (2014): Geschichte des Rassismus. München: Beck, zuerst 2007.
- Gomolla, M. (2011): Institutionelle Diskriminierung: rechtliche und politische Hintergründe, Forschungsergebnisse und Interventionsmöglichkeiten im Praxisfeld Schule. In: Neumann, U./Schneider, J. (Hg.): Schule mit Migrationshintergrund. Münster: Waxmann, S. 181–195.
- Hall, St. (1989): Ideologie, Kultur, Medien, Neue Rechte, Rassismus. Ausgewählte Schriften I. Hrsg. von Nora Räthzel. Hamburg: Argument.
- Hall, St. (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften II. Hrsg. von Juha Koivisto/Andreas Merkens. Hamburg: Argument.
- Hall, St. (2004): Kodieren/Dekodieren. In: Hall, St. (2004): Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften IV. Hrsg. von Juha Koivisto/Andreas Merkens. Hamburg: Argument, S. 66–107.

- Heitmeyer, W. (1987): Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen – Empirische Ergebnisse und Erklärungsmuster einer Untersuchung zur politischen Sozialisation. Weinheim/München: Juventa.
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2012): Deutsche Zustände. Folge 10. Berlin: Edition Suhrkamp.
- Held, J./Bibouche, S./Dinger, G./Merkle, G./Schork, C./Wilms, L. (2008): Rechtsextremismus und sein Umfeld: Eine Regionalstudie und die Folgen für die Praxis. Hamburg: VSA.
- hooks, b. (1999): Talking Back: Thinking Feminist, Thinking Black. Boston: South End Press, zuerst 1988.
- Jacob, J./Köbsell, S./Wollrad, E. (Hg.) (2010): Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld: transcript.
- Jäger, S. (2000): Wie die Rechten reden. Sprachwissenschaftliche und diskursanalytische Veröffentlichungen zu den Themen Faschismus, Rechtsextremismus und Rassismus. Eine kommentierte Bibliographie. Edition DISS. Duisburg: Unrast.
- Jäger, S./Halm, D. (Hg.) (2007): Mediale Barrieren. Rassismus als Integrationshindernis. Edition DISS. Duisburg: Unrast.
- Jäger, Margret (1996): Fatale Effekte. Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs. Duisburg: DISS.
- Klinger, C./Knapp, G.-A. (2005): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, ›Rasse‹/Ethnizität. In: Transit. Europäische Revue, H. 29, S. 72–95.
- Knapp, G.-A. (2005): Intersectionality – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von ›Race, Class, Gender‹. In: Feministische Studien 23, H. 1, S. 68–81.
- Kößler, R. (2005): Kolonialherrschaft – auch eine deutsche Vergangenheit. In: Lutz, H./Gawarecki, K. (Hg.): Kolonialismus und Erinnerungskultur. Die Kolonialvergangenheit im kollektiven Gedächtnis der deutschen und niederländischen Einwanderungsgesellschaft. Münster: Waxmann, S. 23–40.
- Leiprecht, R. (2001): Alltagsrassismus. Eine Untersuchung bei Jugendlichen in Deutschland und den Niederlanden. Münster: Waxmann.
- Lewontin, R. C./Rose, St./Kamin, L. J. (1988): Die Gene sind es nicht ... – Biologie, Ideologie und menschliche Natur. München: Psychologie Verl.-Union, zuerst New York 1984.
- Löschper, G. (1994): ›Rasse‹ als Vorurteil vs. Diskursanalyse des Rassismus. In: Kriminologisches Journal 26, H. 3, Weinheim, S. 170–190.
- Luttmer, M. (2009): »Schimpft uns nicht Zigeuner!« Geschichte und Gegenwart des Antiziganismus. In: Melter, C./Mecheril, P. (Hg.): Rassismuskritik. Bd. I. Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach/T.: Wochenschau, S. 106–120.
- Marmer, E./Sow, P./Ziai, A. (2015): Der ›versteckte‹ Rassismus – »Afrika« im Schulbuch. In: Marmer, Elina/Sow, P. (Hg.): Wie Rassismus aus Schulbüchern spricht. Kritische Auseinandersetzung mit ›Afrika‹-Bildern und Schwarz-Weiß-Konstruktionen in der Schule. Ursachen, Auswirkungen und Handlungsansätze für die pädagogische Praxis. Weinheim/Basel: Beltz/Juventa.
- Mecheril, P. (1997): Rassismuserfahrungen von Anderen Deutschen – eine Einzelfallbetrachtung. In: Mecheril, P./Teo, Th. (Hg.): Psychologie und Rassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 175–201.
- Melter, C. (2006): Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit. Münster/New York: Waxmann.
- Memmi, A. (1987): Rassismus. Frankfurt/M.: Athenäum. Paris: Edition Gallimard, zuerst in französischer Sprache 1982.
- Messerschmidt, A. (2009): Rassismusanalyse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft. In: Melter, C./Mecheril, P. (Hg.): Rassismuskritik. Bd. I. Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach/Ts.: Wochenschau, S. 59–74.
- Miles, R. (1989): Racism. London/New York: Routledge.

- Miles, R. (1991): Rassismus – Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Hamburg: Argument.
- Mosse, G. L. (2006): Die Geschichte des Rassismus in Europa. Frankfurt: Fischer T.B.
- Müller, H.-P./Schmid, M. (Hg.) (2003): Hauptwerke der Ungleichheitsforschung. Wiesbaden: VS, deutsch zuerst 1990, englisch 1978.
- Räthzel, N. (2012): 30 Jahre Rassismusforschung. Begriffe, Erklärungen, Methoden, Perspektiven. In: Jäger, M./Kauffmann, H. (Hg.): Skandal und doch normal. Impulse für eine antirassistische Praxis. Münster: Unrast, S. 190–220.
- Rösch, H. (2000): Jim Knopf ist nicht schwarz – Anti-/Rassismus in der Kinder- und Jugendliteratur. Baltmannsweiler: Schneider.
- Rommelspacher, B. (2006): Dominanzkultur: Texte zu Fremdheit und Macht. 2. Aufl. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Rommelspacher, B. (2009): Was ist eigentlich Rassismus? In: Melter, C./Mecheril, P. (Hg.): Rassismuskritik. Bd. I. Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach/Ts.: Wochenschau, S. 25–38.
- Scharathow, W. (2014): Risiken des Widerstandes. Jugendliche und ihre Rassismuserfahrungen. Bielefeld: transcript.
- Solomos, J./Back, L. (1996): Racism and Society. Basingstoke: Macmillan.
- Supik, L. (2014): Statistik und Rassismus. Das Dilemma der Erfassung von Ethnizität. Frankfurt/New York: Campus.
- Terkessidis, M. (2004): Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive. Bielefeld: transcript.
- Velho, A. (2016): Alltagsrassismus erfahren. Prozesse der Subjektbildung – Potentiale der Transformation. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Wellman, D. T. (2008): Portraits of White Racism. Nachdruck von 1977/1993 in: Bulmer, M./Solomos, J. (Hg.): Racism. Oxford/New York: University Press, S. 184–190.
- Wollrad, E. (2009): »dass er so weiß nicht ist wie ihr« – Rassismus in westdeutschen Kinder- und Jugendbüchern. In: Melter, C./Mecheril, P. (Hg.): Rassismuskritik. Bd. I. Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach/Ts.: Wochenschau, S. 163–178.
- Zick, A. (1997): Vorurteile und Rassismus. Eine sozialpsychologische Analyse. Münster: Waxmann.
- Zick, A./Klein, A. (2014): Fragile Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2014. Bonn: Dietz.